

2 Hausbiografien in der theoretischen Reflexion

Neben der Auseinandersetzung mit der Nachbarschaftsforschung, bildet der Bezug auf den Hausbiografien-Ansatz das Fundament der vorliegenden Studie. Um das Verständnis der Hausbiografien weiterzuentwickeln, sind insbesondere zwei theoretische Zugänge wichtig: zum einen sozialwissenschaftliche Theorien zum Raum und zum anderen unterschiedliche Forschungsperspektiven auf das Haus. Diese Diskussion ermöglicht es, den Forschungsansatz auch im Hinblick auf methodologische Fragen zu beleuchten und zu reflektieren.

2.1 ZUR VIELSCHICHTIGKEIT UND FORMUNG VON RAUM

Die Auseinandersetzung mit räumlichen Fragen hat die Kultur- und Sozialwissenschaften immer wieder beschäftigt. Als theoretische Kategorie ist der Raum – abgesehen von der Humangeografie – jedoch lange nur sehr marginal behandelt worden (vgl. Schroer 2006, 17-28). In den letzten zwanzig Jahren hat sich jedoch ein Wandel abgezeichnet, der mitunter auch als *spatial turn* bezeichnet wird. Raum ist mittlerweile zu einem selbstverständlichen Thema sozial- und kulturwissenschaftlicher Reflexion geworden (vgl. Lossau 2012, 185; Schlägel 2011 (2003), 60-71; Döring/Thielmann 2008). Damit einher geht eine Perspektivverschiebung hin zu einem relativistischen Raumverständnis. Ausgehend von der Kritik am absolutistischen Denkmodell eines dreidimensional-euklidischen Behälterraums, der unabhängig von allen Körpern besteht und diese umschließt, richtet sich der Fokus vieler jüngerer Konzeptualisierungen vielmehr auf die Relationen von körperlichen Objekten und Lebewesen, aus deren Anordnung und Struktur hervorgehend Raum sich denken lässt (Löw 2001, 17f; 24f; vgl. auch Läpple 1991, 18; 195f). Kennzeichnend für diese neueren sozial- und kulturwissenschaftlichen Raumvorstellungen ist die

Bedeutung, die dem Handeln bei der Raumkonstitution zukommt.¹ Wenn der Blick auf die Praxis gerichtet wird, können sowohl die »grenzziehenden Ordnungen und handelnd hergestellten Anordnungsprozesse« von Raumgebilden (Löw 2004, 46) als auch die Reziprozität zwischen Menschen und gebauten Räumen beleuchtet werden (Rolshoven/Omahna 2013, 7ff). Im Folgenden sollen zwei raumssoziologische Theorien vorgestellt werden, die für die Entwicklung des Forschungsansatzes der Hausbiografien wichtig waren, da sie eine differenzierte und analytisch inspirierende Betrachtung von Wohngebäuden im Wandel der Zeit ermöglichen.

2.1.1 Henri Lefebvre und die Raumtriade

Ein Denkmodell, das die Vielschichtigkeit, Prozesshaftigkeit und Formung von Raum aufgenommen hat und einen wichtigen Beitrag zu heutigen Raumverständnissen in den Sozialwissenschaften geleistet hat, ist die Raumtriade, die der Philosoph Henri Lefebvre in den 1970er-Jahren konzipiert hat und die seit der Übersetzung seines Werkes *La Production de l'espace* (1974) ins Englische (1991) unter anglo-amerikanisch und deutschsprachigen GeografInnen, SoziologInnen, ArchitektInnen und UrbanistInnen zahlreich rezipiert worden ist.² Für Lefebvre ist Raum vor allem gesellschaftlicher Raum und damit sozial produziert; zugleich strukturiert und reproduziert Raum aber auch gesellschaftliche Verhältnisse (Lefebvre 1991 (1974), 26f; Lefebvre 2002 (1977), 7). Dabei denkt Lefebvre Raum im Wechselspiel von drei miteinander verbundenen Aspekten: der ›räumlichen Praxis‹, der ›Repräsentation des Raums‹ und den ›Räumen der Repräsentation‹, die er auch mit den Begriffen des ›erfahrenen‹, des ›konzipierten‹ und des ›gelebten‹ Raums umschreibt. Mit dem »espace perçu« (›erfahrener Raum‹) verweist Lefebvre auf die praktisch-sinnlichen Rahmenbedingungen und materiellen Inhalte, die über eine

-
- 1 Handeln wird im soziologischen Sinn sehr breit verstanden. Bereits Max Weber definierte Handeln als menschliches Verhalten, das »äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen und Dulden« einschließt und mit dem die handelnden Personen einen ›subjektiv gemeinten Sinn‹ verbinden (Weber 1972 (1921/22), 1). Handeln ist also nicht mit Aktivität gleichzusetzen, sondern beinhaltet auch das Sprechen oder Passives wie das ›Nicht-Tun‹ und Vermeiden von etwas.
 - 2 Etwa von: Harvey 1973; Castells 1977; Soja 1989; Gottdiener 2002; Elden 2002; Schmid 2010; Stanek 2011. Lefebvres Raumtriade ist eingebettet in ein viel umfassenderes Denksystem, das im Kontext einer von Hegel, Nietzsche und Marx inspirierten politischen Ökonomie auch die Kontrolle und Macht des kapitalistischen Systems im gesellschaftlichen Raum diskutiert. Die Konzeptualisierung der Raumtriade orientiert sich an französischen Phänomenologen wie Maurice Merleau-Ponty und Gaston Bachelard (vgl. Schmid 2010, 244; Kipfer et al. 2012).

nicht-reflexive alltägliche Praxis produziert und reproduziert werden und die somit gesellschaftliche Kontinuität und Kohäsion gewährleisten. Der zweite Aspekt, der »espace conçu« (»konzipierter Raum« oder »Repräsentation des Raums«) bezieht sich auf die abstrakten Diskurse, Darstellungs- und Wissenssysteme von Raum, die in Lefebvres Denken immer mit Machtbeziehungen einhergehen. Er wird durch die Konzepte und Modelle von ArchitektInnen, PlanerInnen, WissenschaftlerInnen, ExpertInnen und den Medien hergestellt. Lefebvres dritter Aspekt, der »espace vécu« (»gelebter Raum« oder »Räume der Repräsentation«), ergänzt die anderen zwei Aspekte und bezieht sich insbesondere auf die symbolischen Bedeutungen, die durch Gebrauch, Nutzung und Aneignung hergestellt werden. Die Symbolisierungen haben dabei das subversive Potential, andere Räume zu imaginieren und somit die vorherrschenden Diskurse und Ordnungen zu hinterfragen (vgl. Lefebvre 1991 (1974), 33; 38f; Lefebvre 2002 (1977), 17; Schmid 2010, 210-230; Rolshoven/Omahna 2013, 19ff; Steets 2008, 395ff).

Die drei Raumdimensionen durchdringen sich nach Lefebvre wechselseitig und sind immer gleichzeitig wirksam, aus ihrer Dialektik geht Raum hervor. Lefebvre denkt die dialektischen Momente als Triplizität, wobei die dritte Dimension gewissermaßen die Dualismen dekonstruiert (Gottdiener 2002, 23). Gezielt will er damit auch eine Reflexion über Widersprüche und Konflikte anregen, die im gesellschaftlichen Raum liegen und Ausdruck von sozio-politischen und ökonomischen Ungleichheiten und Interessen sind (Lefebvre 1991 (1974), 365). Wenn seine Überlegungen zum Raum (von denen die Raumtriade nur ein Teil ist) manchmal diffus und ambivalent erscheinen,³ kommt Lefebvre doch das Verdienst zu, neue Perspektiven zur Analyse von Raum eröffnet zu haben, die nicht nur die gesellschaftliche Formung von Raum, sondern auch die Mehrdimensionalität und Dynamik solcher Prozesse einbezieht. Wie die Kulturanthropologin Johanna Rolshoven darlegt, ermöglicht die triadische Struktur von Raumwahrnehmung, Raumkonzeption und Raumrealisierung nach Lefebvre heutigen kultur- und sozialwissenschaftlichen Raumbetrachtungen eine komplexitätsorientierte Zugangsweise jenseits eines bipolaren Ursache-Wirkungsdenkens (Rolshoven 2003b, 199; Rolshoven 2013, 19).

Die Raumtriade eignet sich als Denkmodell auch für die Betrachtung von Wohnhäusern, wie sie in dieser Arbeit vorgenommen wird. Die Dimension des »erfahrenen Raums« kann etwa in den verschiedenen Formen der individuellen Wahrnehmung eines Hauses gesehen werden, aber auch in den alltäglichen Routinen, Handlungen und Verhaltensweisen, die in der unmittelbaren Lebenswelt eines Hau-

3 Wie Martina Löw ausführt, verabschiedet sich Lefebvre in seiner Argumentation nicht konsequent von absolutistischen Raumvorstellungen – trotz seiner Kritik an den vereinfachenden Vorstellungen eines Behälterraums und seines Beitrags, Raum als gesellschaftliches Produkt zu denken (vgl. Löw et al. 2008, 55).

ses stattfinden und die dessen räumliche Konfigurationen formen. Die in Architektur-, Planungs- und Wissenschaftsdiskursen hergestellte Dimension des ›konzipierten Raums‹ bestimmt, wie ein Haus entworfen, gelesen und verstanden werden sollte, etwa bezüglich seiner gebauten Struktur und der in ihr geltenden Konventionen und Ordnungsprinzipien, der Beurteilung seiner Merkmale und der Solidität seiner Bausubstanz, aber auch im Hinblick auf die Bewertung der spezifischen Wohnqualitäten oder der sozialen Zusammensetzung seiner BewohnerInnen. Die Dimension des ›gelebten Raumes‹ wiederum kann in der Art und Weise gesehen werden, wie Menschen sich ihr Haus aneignen, wie sie es verändern, dekorieren, zu ihm schauen und welche persönlichen Zeichen und individuellen Spuren sie in den öffentlichen und halb-öffentlichen Räumen ihrer Wohnumgebung hinterlassen. Diese räumlichen Prozesse lassen sich auch in der Entstehung und den Dynamiken eines Wohngebäudes erkennen. Ein Haus umfasst mit Lefebvre gedacht immer viele Facetten, die, im Wechselspiel von der im Alltagshandeln geformten und wahrgenommenen Materialität, der planerisch-diskursiv hergestellten Struktur und den aus Gebrauch und Aneignung hervorgehenden symbolisch-imaginären (Um-)Deutungen, dynamisch miteinander verwoben sind (vgl. Althaus/Glaser 2013, 286).

2.1.2 Martina Löw: Prozessuale und relationale (An)Ordnung

Eine der meist beachteten jüngeren Beiträge zur Theoretisierung eines relationalen Raumbegriffs hat Martina Löw in *Raumsoziologie* (2001) vorgelegt. Löw denkt Räume im Zusammenhang mit den Prozessen ihrer Konstituierung. Sie versteht Raum als »relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten« (Löw 2001, 271). Mit der Schreibweise der »(An)Ordnung« verweist sie auf den Doppelcharakter von Raum, der sowohl eine Handlungs- als auch eine Ordnungs- und Strukturdimension umfasst: Räume werden durch Handeln – die Praxis des Anordnens – generiert und geben zugleich auch eine handlungsstrukturierende Ordnung vor (vgl. Löw 2001, 131; Löw 2008, 40; Löw et al. 2008, 63; Steets 2008, 405). Mit Bezug auf Anthony Giddens' Strukturationstheorie⁴ konzeptualisiert Löw die »Dualität von Raum« als Dualität von Struktur und Handeln, wobei »Räume nicht einfach existieren, sondern [...] im (in der Regel repetitiven) Handeln ge-

4 Anthony Giddens konzipiert in seiner *theory of structuration* das Verhältnis von Handeln und Struktur in ihrer Dualität und wechselseitigen Konstitution: Handeln kann nicht ohne Struktur gedacht werden und umgekehrt, die beiden Dimensionen sind rekursiv, d.h. gleichursprünglich und bedingen sich gegenseitig. Strukturen fungieren als Bedingung von Handeln und werden zugleich durch soziale AkteurInnen (re-)produziert. Damit stellt Giddens auch die scharfe konzeptionelle Trennung zwischen objektivistischen und subjektivistischen Theoriezugängen in Frage (vgl. Giddens 1984).

schaffen werden und als räumliche Strukturen, eingelagert in Institutionen, Handeln steuern« (Löw 2001, 172).

Analytisch unterscheidet Löw zwischen zwei gleichzeitig ablaufenden und sich gegenseitig bedingenden Handlungsdimensionen, die an der Konstitution von Raum beteiligt sind. Zum einen bildet sich Raum durch das Platzieren und Positionieren von Elementen – sozialen Gütern, Menschen und gebauten Materialien – zu räumlichen Konfigurationen heraus. Diesen Prozess bezeichnet Löw als *Spacing* und nennt als Beispiele »das Aufstellen von Waren im Supermarkt, das Sich-Positionieren von Menschen gegenüber anderen Menschen, das Bauen von Häusern, das Vermessen von Landesgrenzen, das Vernetzen von Computern« (ebd., 158). Zur Generierung von Raum bedarf es zum anderen immer auch einer Syntheseleistung durch Menschen, die die Elemente einer (An)Ordnung aktiv über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse zusammenfassen bzw. in Beziehung zueinander bringen (ebd., 159). Kurz: Raum ist relational strukturiert und umfasst sowohl einen Syntheseprozess⁵ als auch eine Platzierungspraxis. Dabei werden über die Konstitution von Raum immer auch – und hier bilden die Reflexionen von Michel Foucault⁶ oder Pierre Bourdieu⁷ wichtige Referenzpunkte – »gesellschaftliche Machtverhältnisse ausgehandelt, verfestigt oder verschoben« (Löw 2004, 58). Löw betont, dass Platzierungen und Syntheseleistungen lokal spezifisch an Orten – und dazu zählt sie explizit auch virtuelle Orte – erfolgen (ebd.,

5 Beim Konzept der Synthese bezieht sich Löw auf Norbert Elias, der Raum und Zeit als soziale Konstruktionen versteht. Raum entsteht nach Elias aus der positionalen Relation zwischen bewegten Ereignissen. Damit Menschen sich orientieren können, bestimmen sie die Positionen und die Abstände zwischen den Positionen mit Hilfe von unbewegten und unveränderlichen Maßstäben (wie Linealen oder Meilensteinen), um über diese Syntheseleistung ein fixes Gebilde zu abstrahieren. Zeit wird im Unterschied dazu laut Elias über verändernde Maßstäbe wie Uhren konstruiert (Löw 2001, 135f; Elias 1997, 72ff).

6 Für Foucault verändern sich Raumbilder im Laufe von Epochen. Heutige Raumausprägungen denkt er relational in Form von Beziehungen zwischen Lagerungen und Platzierungen bzw. als »eine Gemengelage von Beziehungen, die Platzierungen definieren«. Dabei geht es immer auch um die Durchsetzung von Macht, die in gebauten Räumen eingeschrieben ist (Foucault 1992, 38f).

7 Der soziale Raum ist für Bourdieu eine abstrakte Figur, in dem sich soziale Positionen abbilden, die auf bestimmten Formen von Macht beruhen (Bourdieu und Wacquant 2006, 36). Ihm stellt Bourdieu den angeeigneten physischen Raum gegenüber, als Raum, in dem sich die sozialen Prozesse einschreiben und der durch die unterschiedliche Verteilung von Gütern und Dienstleistungen sowie der physisch lokalisierten Akteure und Gruppen und deren ungleichen Aneignungschancen bestimmt wird (Bourdieu 1991, 29; Löw 2001, 181f; vgl. auch Kap. I 1.3.4).

46; 58). Sie unterscheidet dabei den Raumbegriff von demjenigen des Orts: »Ein Ort bezeichnet einen Platz, eine Stelle, konkret benennbar, meist geographisch markiert [...] und einzigartig« (Löw 2001, 199). Orte werden durch die Konstitution von Raum hervorgebracht, machen zugleich aber auch die Entstehung von Raum erst möglich (ebd., 198). In Kritik an der Konzeptualisierung von Räumen als einer »Verdinglichung zu Orten und Territorien« (ebd., 64f), plädiert Löw mit dem Blick auf die sozialen Prozesse der Raumkonstitution dafür, Räume als bewegt und veränderlich zu denken. Raum ist kein starres statisches Gebilde, sondern eine relationale (An)Ordnung von Körpern, die konstant in Bewegung sind, die neu platziert oder anders wahrgenommen werden können. Und durch diese Bewegung verändert sich auch die (An)Ordnung selbst (ebd., 153).

Einige Autoren vermissen bei Löws Theorie der sozialen Herstellungsprozesse von Raum eine genauere Betrachtung der materiellen Komponente von Raum sowie der Wirkungen, die räumliche Arrangements auf menschliches Verhalten haben können (vgl. Döring/Thielmann 2008, 26f; Lossau 2012, 190; Schroer 2006, 176ff). Der Soziologe Markus Schroer meint etwa, dass man weiter fragen müsse, »was mit den so hergestellten Räumen geschieht, welche Wirkungen sie ausüben. Entscheidend für das soziale Geschehen kann durchaus sein, ob es sich um eine Tür, eine Schranke oder eine Mauer handelt bzw. ob das Material der Tür aus Glas besteht und somit durchsichtig, leicht und transparent ist oder ob es schwer, dick und undurchsichtig ist« (Schroer 2006, 177). Es gehe nicht nur darum, »zu sehen, wie der Raum sozial hergestellt wird, sondern auch darum zu berücksichtigen, was der Raum selbst vorgibt« (ebd., 178). Orten und Räumen seien Bedeutungen und Wertigkeiten von Menschen eingeschrieben (ebd. 177). Es sei deshalb weniger entscheidend, *den* Raumbegriff zu bestimmen als vielmehr unterschiedliche Räume und Raumkonzeptionen zu erkennen. Räume zeichneten sich oft gerade durch deren Beständigkeit aus, durch deren Potential, Grenzen zu definieren, Zugehörigkeiten herzustellen und Zugänge zu regeln, aber auch dadurch erst in Bewegung erfahrbar zu werden (ebd., 180).

Die Reflexion von (und zu) Martina Löws Raumkonzeption regt an, Raum im Wechselspiel von Kontinuität und Wandel, Verfestigung und Bewegung zu denken. Lefebvres Überlegungen zu Prozessen der Raumproduktion schärft Löw mit einem Verständnis, das konsequent die relationalen Ordnungs- und Handlungsmomente der Geschaffenheit, Transformation und Konstanz von Räumen analysiert. Diese Perspektive lässt sich auch gut für die Untersuchung von Wohnbauten und deren Geschichte(n) anwenden (vgl. Glaser 2013b, 16). ArchitektInnen, RaumplanerInnen und Bauunternehmen bestimmen mit ihrem Handeln – geprägt von aktuellen Raumvorstellungen – wo und wie ein Wohnbau Form annimmt, wie ein Konglomerat von (Bau-)Körpern an einem Ort platziert wird. Hierzu spielen auch die Gesetzgebung und die, das Planungs- und Baurecht mitdefinierenden, AkteurInnen und Institutionen eine wichtige Rolle. Die Konstruktion eines Hauses oder einer Siedlung

strukturiert dabei auch die gebaute Umwelt eines Ortes. EigentümerInnen, Verwaltungen und HauswartInnen organisieren im Laufe der Jahre Maßnahmen zu Reparatur, Unterhalt und Erneuerung, zu Um- oder Neubau. Sie stellen Einrichtungen zur Verfügung und bestimmen Regeln und Ordnungsprinzipien der Nutzung. Sie legen etwa – wie in Schweizer Mietshäusern üblich – fest, dass ein Raum als geteilte Waschküche genutzt werden soll. Aber die Waschküche kommt ihrer Funktion nur nach, wenn sie von den BewohnerInnen in der alltäglichen Praxis auch als solche genutzt und von Wartungsdiensten regelmäßig unterhalten wird. So sind es immer auch die verfestigten und in ihrer Permanenz beharrlichen Räume selbst, die Handeln bestimmen. Die BewohnerInnen ziehen und richten sich im Rahmen der gebauten Strukturen ein und positionieren sich in verschiedenen und sich verändernden Konstellationen in einem Haus. Der Gebrauch von Gemeinschaftsräumen oder die Feier eines Hausfests kann zum Beispiel Räume unter NachbarInnen formen. Individuelle Raumaneignungen wie Dekorationen, Bepflanzungen, Ablagesysteme oder Spuren in Treppenhaus, Flur oder Vorgarten formen neue Raumkonstellationen. Sie orientieren sich an den Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsschemata der AkteurInnen, die sich im Laufe der Jahre verändern und durchaus auch konfliktiv widersprechen können. Alle diese Prozesse verdeutlichen die Bewegungen, die einer verfestigten baulichen Struktur inhärent sind. Mit den Worten des Historikers Karl Schlögel können wir im Raum die Zeit lesen (Schlögel 2011 (2003)). Hier setzt auch der Forschungsansatz der Hausbiografien an, der Räume in deren Prozesshaftigkeit und zeitlichen Dimension denken und die Geschichte eines Hauses im Wandel der Zeit erzählen will (vgl. Althaus/Glaser 2013, 286f).

2.2 FORSCHUNGSPERSPEKTIVEN AUF DAS ›HAUS‹

Der Bezug auf die raumtheoretischen Überlegungen macht deutlich, wie wichtig es ist, den Begriff des ›Raums‹ nicht mit einem topografisch bestimmbar Ort gleichzusetzen. An einem Ort können – mit Martina Löw gedacht – viele Räume entstehen, zugleich verändern Orte sich auch über Raumkonstitutionsprozesse. Um Wohnbauten zu betrachten, »macht es deshalb Sinn nicht den allgemeinen Terminus Raum zu verwenden, sondern konkret von dem Haus [...] zu sprechen« (Glaser 2013b, 16f) und dabei Raumdimensionen und räumliche Praktiken, die ein Haus produziert hat und die aus ihm hervorgehen, in den Blick zu rücken. Ein Haus kann als die kleinste urbane Einheit verstanden werden, die – so Karl Schlögel – »irgendwo in der Mitte zwischen dem großen Raum: Straße, Stadtviertel, Stadt, Landschaft und den kleineren Einheiten: Wohnung, Zimmer, Interieur« liegt (Schlögel 2011 (2003), 314). Ein Haus ist also nie eine isolierte Einheit, sondern immer eingebettet in breitere gesellschaftliche Strömungen und eine spezifische lokale Um-

gebung »mit ihrer Infrastruktur und ihren sozialräumlichen Aspekten, zu denen der Wohnbau und seine Bewohnerschaft in Beziehung stehen« (Glaser 2013b, 17). Bei einem Haus eröffnen sich komplexe Differenzierungen von (halb-)öffentlichen und privaten, inneren und äußeren Sphären (vgl. Althaus/Glaser 2013, 285). Dabei umfasst der Begriff des Hauses immer sowohl eine materiell-technische als auch eine soziale und kulturelle Dimension.

2.2.1 Gebaute Architektur

Ein Haus ist eine Konstruktion aus Baukörpern. Es besteht in der Regel aus einem Rohbau und Ausbau, aus einem Fundament und einem Dach, aus Wänden, Stützen, Türen, Fenstern, Schwellen, Gängen, Zimmern, Treppen usw. Es ist heute meist mit diversen technischen Einrichtungen, einem Heiz- oder Kühlsystem, Elektrizität, Wasserleitungen und sanitären Installationen verbunden. Kurz: Es besteht aus materiellen und technischen Komponenten, die zu einer Konfiguration zusammengestellt worden sind. Dem Bau eines Hauses liegen Konzepte, Entwürfe und Pläne von Baufachleuten zugrunde, die immer auch finanziert werden müssen und Gesetze und Vorschriften zu befolgen haben. Die Architektur beschäftigt sich mit diesem komplexen Wissen um baulich-planerische Lösungen bei der Umsetzung und Gestaltung eines Gebäudes.

Vitruv hat in der Antike mit den Kriterien der *firmitas* (Festigkeit), *utilitas* (Nützlichkeit) und *venustas* (Schönheit) allgemeine Anforderungen an das Entwerfen und Bauen von Häusern formuliert, die – so der Architekt und Architekturhistoriker Vittorio Magnago Lampugnani – ihre Relevanz unter einer städtebaulichen Betrachtungsweise bis heute nicht eingebüßt haben (Lampugnani 1995, 90). Wie divers die Professionsverständnisse und baulichen Ausgestaltungen der Architektur je nach Epoche, Schule und Architektenpersönlichkeit auch sein mögen, letztlich geht es beim Entwerfen und Bauen von Häusern immer darum, ausgehend von einer Analyse des Ortes bzw. der städtebaulichen Struktur, passende (und das heißt heute vor allem auch ressourcenschonende) Baulösungen für die Hülle, das Programm und die Materialität eines Gebäudes zu finden (Eberle 2010). Es gilt Konzepte und Systeme zu entwickeln, um bestimmte Baustoffe (Mauerwerk, Beton, Holz, Stahl, Glas und Dämmmaterial) mit bestimmten Bauelementen (Fundament, Sockel, Wände, Öffnungen, Dach, Treppen und Aufzug) in bestimmten Bauweisen und unter bestimmten bauphysikalischen und energetischen Konstruktionsprinzipien zusammenzubringen (Deplazes 2005). In diese Prozesse fließen »ästhetische, gestalterische und konzeptionelle Kompetenzen« (Hauser et al. 2011, 11), handwerkliches Erfahrungswissen, konstruktive Entscheidungen und funktionale Bestimmungen hinein, die immer auch auf rechtliche, ökonomische, politische und soziale Bedingungen Bezug nehmen müssen (ebd., 11).

Architekturtheoretische und -historische Studien analysieren Konzept, Ausgestaltung und Funktion eines Gebäudes hinsichtlich dieser komplexen Einflussfaktoren von Planung und Bau. Zugänge aus Geschichte, Sozial- und Kulturwissenschaften legen ihren Fokus hingegen insbesondere auf das »Gewordensein« eines Hauses und fragen danach, wie sich das soziale und kulturelle Leben sowie Repräsentationen und Bedeutungen in ihm eingeschrieben haben.

2.2.2 Soziale Formation und gelebte Alltäglichkeit

In traditionellen historischen und anthropologischen Zugängen wird der Begriff Haus eng mit der Analyse von Verwandtschafts- und Gesellschaftsstrukturen verknüpft (Ghanbari 2010, 76). Für den Ethnologen Claude-Lévi Strauss etwa ist das Haus »eine moralische Person, sodann Inhaber einer Domäne, die sich aus materiellen und immateriellen Gütern zusammensetzt; schließlich perpetuiert es sich dadurch, dass es seinen Namen, sein Vermögen und seine Titel in direkter oder fiktiver Linie weitergibt« (Lévi-Strauss 1986 (1983), 78, zit.n. Ghanbari 2010, 75). Das Haus denkt er demnach in Zusammenhang mit Regelungen von sozialer Reproduktion und Deszendenz; mit der Weitergabe von Kontinuität an einem Wohnort, die sich gerade über Verwandtschafts- oder Allianzbildungen organisiert. Bei diesem Verständnis wurde Lévi-Strauss von den Geschichtswissenschaften beeinflusst.

Gerade in der Geschichte der frühen Neuzeit (1500-1800) fungiert der Begriff »Haus« als Kategorie, um die soziale Organisation von Familien zu untersuchen. So schreibt die Historikerin Raffaela Sarti:

»There were houses that had a family, rather than the other way around [...]. Dependency on the house was very marked in the whole of central Europe. Every farm (Hof) had a name that was transferred to the family that lived on it. When the family moved, people changed their name and not the house.« (Sarti 2002, 38)

Das Haus hatte eine wichtige Schutzfunktion und war zugleich auch Arbeitsort. Über das Haus wurden soziale und rechtliche Ordnungsprinzipien und unterschiedliche familiäre Residenzmuster geregelt.⁸ Im 19. Jahrhundert verlor das Haus als juristische Einheit im Sinne eines familiär organisierten »durch Satzungen und Rechte gebundenen Kollektivs« zunehmend an Gewicht (Ghanbari 2010, 76). Für die historische Hausforschung war deshalb der Diskurs vom Verfall des »ganzen Hauses«

8 Als Wohnfolgeregelungen definierten diese, wo ein Paar nach der Heirat wohnte. Während sich der Wohnsitz nach patri-lokalem Residenzmuster in das Haus der Familie des Mannes und nach matri-lokaler Regel zur Familie der Frau verlagerte, zog das Paar nach neo-lokaler Regel in ein eigenes Haus (vgl. etwa Sarti 2002, 75).

und die »Verabschiedung des Hausvaters als einer ›altständischen Rechtsfigur‹« lange Zeit bestimmend (Ghanbari 2010, 76 mit Bezug auf Koselleck 1981, 116). Neuere historische Ansätze hingegen sind – in Kritik an einem solchen Verständnis⁹ – bestrebt, die Perspektiven zu öffnen. So schlägt etwa Joachim Eibach mit seinem Konzept des ›offenen Hauses‹ einen Begriff zur Analyse der ›kommunikativen Praktiken von Wohn- und Lebensgemeinschaften‹ vor, der ermöglichen soll, ein Haus in seiner Einbettung in Nachbarschaft und herrschaftlichem System zu denken (Eibach 2011, 639f). Er schlägt deshalb vor, das Haus begrifflich zu erweitern und als ›häusliches Ensemble‹ zu verstehen, um so auch größere Anlagen und räumlich diversifizierte Arrangements in den Blick rücken zu können (ebd., 639). In der Studie *Ein Haus und seine Menschen* hat die Historikerin Olivia Hochstrasser einen wichtigen Beitrag zu einer lebensweltlich orientierten Mikrogeschichtsforschung geleistet. Darin porträtiert sie ein Haus auf der Schwäbischen Alb – von dessen Entstehung im bäuerlichen Kontext des 16. Jahrhunderts über die Brüche und Wandlungen im Laufe der Zeit bis zum heutigen Datum. Hochstrasser schreibt:

»Die Geschichte eines Hauses ist im wesentlichen die Geschichte seiner Bewohner, ihrer Familien, ihrer Arbeit, ihrer sozialen Beziehungen und wirtschaftlichen Bedingungen: Hausgeschichte setzt sich zusammen aus einer Summe zahlreicher individueller Lebensgeschichten« (Hochstrasser 1993, 10).

Die Bausubstanz und Materialität interessiert sie insofern, als hier »der konkrete Lebensvollzug seiner Bewohner [...] seinen ablesbaren Niederschlag gefunden« hat, sich etwa historisches Wissen zu »Raumaufteilung, Funktion des Gebäudes, Nutzungen« und letztlich zu Leben und Alltag von Bevölkerungsschichten, über die sonst kaum schriftliche Quellen überliefert worden sind, ablesen lassen (ebd., 9).

Die Frage nach der »Bedeutung von Häusern und Hausrat für die Hausbenutzenden« in Bezug auf die Logiken und Handlungspraxen, die damit einhergehen, spielt für die kulturanthropologische Haus- und Architekturforschung bis heute eine wichtige Rolle (Rolshoven/Omahna 2013, 12). Ein Haus ist in dieser Perspektive nicht nur eine physisch-materielle Konstruktion, sondern – mit den Worten Karl Schlögels – auch ein Schauplatz und Knotenpunkt von Leben (Schlögel 2011 (2003), 314). Ein Haus wird von Menschen genutzt und angeeignet, taktil und op-

9 Ausschlaggebend für dieses Verständnis ist die Kritik am Konzept des ›ganzen Hauses‹ wie sie etwa von Otto Brunner als ein »mythischer Urtypus abendländisch-männlicher Zivilisation« mit Bezug auf die ›autonome Lebensform der ›Hausväter‹« in Erinnerung gerufen werde (Eibach 2011, 636). In der Gattung der ›Hausväterliteratur‹, die Leitgedanken zur Führung aristokratischer Haushaltungen formulierte, erscheint das ›Haus‹ als unabhängige, beinahe autark funktionierende, Größe (vgl. Sarti 2002, 77).

tisch wahrgenommen und mit Bedeutungszuschreibungen, Emotionen und Erinnerungen verknüpft. Bauliche Arrangements werden im Laufe der Zeit umplaziert, umgebaut und verändert. Kurz: Ein Haus ist immer sowohl gebauter wie auch gelebter Raum (Glaser 2013b, 17). Für die kultur- und sozialwissenschaftliche Erforschung eines Gebäudes oder Gebäudekomplexes rücken deshalb – so der Architekt und Kulturanthropologe Manfred Omahna – alltägliche Sinnkonstruktionen, Nutzungslogiken sowie räumliche Beziehungsnetzwerke in den Vordergrund des Interesses (Omahna 2013, 44). In diesem Sinn argumentiert etwa auch der Soziologe Thomas Gieryn:

»Buildings stabilize social life. They give structure to social institutions, durability to social networks, persistence to behaviour patterns [...]. And yet, buildings stabilize *imperfectly*. Some fall into ruin, others are destroyed naturally or by human hand, and most are unendingly renovated into something they were not originally. Buildings don't just sit there imposing themselves. They are forever objects of (re)interpretation, narration and representation – and meanings or stories are sometimes more pliable than the walls and floors depict. We deconstruct buildings materially and semiotically, all the time [Herv. i.O.].« (Gieryn 2002, 35)

Dass Häuser ein Veränderungspotential und Eigenleben haben, legt auch die Kulturanthropologin Klara Löffler – mit Bezug auf Erkenntnisse der *material culture* Forschung – dar: »Häuser, als Verdichtung von Räumen und Dingen, können als autonome Wesen erlebt werden, die uns ihren Willen aufzwingen« (Löffler 2013, 36). Der *Material-Cultures*-Forscher Daniel Miller will ein Haus in diesem Sinn nicht nur als passiven Symbolträger, sondern auch als Gegenstand von *agency* und Mobilität verstanden wissen, um so die wechselseitigen Relationen zwischen Menschen und Dingen erfassen zu können (vgl. Miller 2001, 12).

2.2.3 Das ›lebendige Haus‹: Performanz und Hybridität

Damit entspricht Miller neueren Denkmodellen, die den Begriff der *agency* aufnehmen,¹⁰ um die Beziehungen zwischen Menschen und Dingen bzw. menschlichen und nicht-menschlichen AkteurInnen in sozialen und kulturellen Prozessen zu analysieren (vgl. Gassner 2009, 121f).

Der Sozialanthropologe Alfred Gell hat mit *Art and Agency* (1998) eine einflussreiche theoretische Schrift verfasst, in der er – ausgehend von der Reflexion zu

10 Der Begriff der *agency* fungiert dabei als theoretische Kategorie, die auf die Handlungspotentiale von (menschlichen und nicht-menschlichen) AkteurInnen und die in Handlungsprozessen involvierten Intentionalitäten und Wirkungen fokussiert (vgl. Gell 1998, ix).

Kunstobjekten – feststellt: »The immediate ›other‹ in a social relationship does not have to be another ›human being‹ [...]. Social agency can be exercised relative to ›things‹ and social agency can be exercised by ›things‹« (Gell 1998, 18). Gell lehnt es ab, dass materielle Objekte Bedeutungen und Symbole sind, die decodiert und interpretiert werden müssen, vielmehr will er sie als Teil eines Systems von sozialem Handeln verstehen (ebd., 6). Materielle Artefakte verkörpern nach Gell komplexe Intentionalitäten, sind Objektivierungen menschlichen Handelns und können als solche selbst *agency* ausüben, indem sie Wirkungen auf uns haben und unser Handeln beeinflussen oder bestimmen (Gell 1998, 20f; vgl. auch Hoskins 2006, 75f).

Während Gell in Objekten also die darin eingebettete menschliche *agency* sieht, gehen andere WissenschaftlerInnen – insbesondere VertreterInnen der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) – einen Schritt weiter. So diskutiert etwa Bruno Latour die Wirkungsfähigkeit von Dingen und Materialien als unhierarchisch, eigen- und auch widerständig zur menschlichen *agency*. Mit diesem Denken geht auch eine grundlegende Veränderung in der wissenschaftlichen Betrachtung von Gebäuden einher. Die ANT ermöglicht es, »die Blickrichtung zu ändern und vom Ding aus zu denken«, also nicht nur zu fragen, »was Menschen mit Gebäuden tun, sondern auch was Gebäude mit Menschen tun« (Rees 2013, 68). In diesem Sinn plädieren Bruno Latour und Albena Yaneva dafür, ein Haus nicht als statische Größe, sondern als »einen Fluss von Transformationen« zu verstehen (Latour/Yaneva 2008, 85). Wenn man sich – so Latour und Yaneva – bewusst wird, dass der euklidische Raum in Zusammenhang mit der, in der Renaissance erfundenen, Perspektivzeichnung und den heutigen Visualisierungswerkzeugen computergestützten Entwerfens einfach »unsere Art des Zugangs zu Objekten« (ebd., 83) und nicht eine realistische Größe per se ist, öffnen sich neue Möglichkeiten, Gebäude zu erforschen. Mit Latour und Yaneva gesprochen lässt sich dabei nicht nur die einengende Unterscheidung zwischen vermeintlich ›subjektiven‹ und ›objektiven‹ Dimensionen eines Hauses aufgeben, sondern man kann den »vielen materiellen Dimensionen der Dinge gerecht« werden (ebd., 85). Mit der Betrachtung eines Hauses als »offenes Feld« sowie als »kontroverser Raum« (ebd., 86) sind nach Latour und Yaneva generell lebendigere Beschreibungen von Gebäuden und Entwurfsprozessen möglich, die die architekturtheoretischen Zugänge »auch für Architekten, Benutzer, Projektsteurer, Investoren und für Bauunternehmer relevant« (ebd., 88) machen könnten:

»Wir sollten heute in der Lage sein, ein Gebäude als Navigation durch eine kontroverse Datenlandschaft zu denken: mit einer lebendigen Folge von erfolgreichen und gescheiterten Konzepten und Entwürfen, mit einer kreuz und quer verlaufenden Zeitschiene unbeständiger Definitionen und wechselnder Kompetenzen, mit widersprüchlichen Materialien und Technologien; wechselnden Nutzeransprüchen und Beurteilungen. Schließlich sollten wir uns ein Gebäude als einen beweglichen Regler vorstellen, der Eingriffe regulieren, die Aufmerksamkeit von Nutzern lenken, der Menschen zusammen bringen, den Fluss der Akteure konzentrieren

und ihn so steuern kann, als würde eine neue produktive Kraft im Zeit-Raum entstehen.« (ebd., 86)

Ähnlich argumentiert die Geografin Jane M. Jacobs, dass es bei der wissenschaftlichen Betrachtung eines Hauses weder darum gehen kann, nur die gebaute Architektur eines Gebäudes zu untersuchen, noch das Materielle als bloßen Hintergrund zur Erforschung des Alltagslebens oder der in ihm eingelagerten symbolischen Ordnungen und Bedeutungen auszublenden. Sie plädiert vielmehr dafür, beide Perspektiven auf das Haus zu integrieren: Sowohl die verkörperten Materialitäten, die physische Struktur, die Konstruktionsprinzipien, die gebaute Gestalt und den architektonischen Stil ernst zu nehmen als auch die Stimmen der NutzerInnen und BewohnerInnen sowie die Bedeutungen und Repräsentationssysteme, die mit einem Haus verknüpft werden, zu berücksichtigen (Jacobs 2006, 2). Jacobs bleibt aber nicht bei dieser Argumentation, sondern schlägt eine Erweiterung des Denkens vor, das von einer – mit Bezug auf Latour – »Semiotik der Materialität« ausgeht; das, wie sie schreibt, »encapsulates the notion of a ›semiotics of materiality‹ in which the relational assemblages of human and non-humans that work to ›make‹ a building event are brought into view« (ebd.). Mit dem Konzept des *building events* verstehen Jacobs et al. architektonische Materialisierungen als sozio-technische Prozesse bzw. als »consequence of socio-technical gatherings or assemblages« (Jacobs et al. 2012b, 128). Architektur wird so zu etwas Dynamischem, Lebendigem und Performativem:

»Buildings are always in process and part of a socio-technical realm of practice, which is both quotidian and routine but also always political and power laden and potentially spectacular [...]. A building is always being ›made‹ or ›unmade‹, always doing the work of holding together or pulling apart.« (Ebd., 128)

Der Geograf Ignaz Strebler konkretisiert dieses Verständnis, indem er ein Gebäude über die Praktiken von denjenigen betrachtet, die in ihm leben und mit ihm arbeiten (Strebler 2011, 248). Für ihn sind soziale Praktiken und Formungen gebauter Infrastruktur eng miteinander verflochten. Indem er den Begriff des ›lebendigen Hauses‹ (*living building*) einführt – und von Vorstellungen eines ›gelebten Hauses‹ (*lived building*) abgrenzt – betont er die Wichtigkeit, Praktiken nicht getrennt von einem Gebäude zu denken als etwas, das wie in einem Behälter oder auf einer Bühne geschieht, sondern die Lebendigkeit des Gebäudes selbst anzuerkennen (ebd., 248). Er schreibt: »We must start thinking of buildings and architecture in more symmetrical and more hybrid terms« (ebd., 246). Dabei geht es nach Strebler immer auch darum, die komplexen Relationen und Netzwerke zwischen Menschen und Architektur in den Blick zu bekommen (ebd., 246).

Der Geograf Lloyd Jenkins hat diese Vernetztheit und Hybridität von Gebäuden anlässlich einer Studie zu einem Pariser Geschäftshaus – dem 11, Rue de Conservatoire – in theoretischer Absicht herausgearbeitet. Für Jenkins ist ein Gebäude in Akteur-Netzwerke eingebunden und als solches immer auch durchlässig. So Jenkins: »The building becomes a place where a number of material and immaterial links meet in a node of relations, whose durability is both relative and negotiated« (Jenkins 2002, 232). Diese Perspektive ermöglicht es, sich von der Vorstellung eines Hauses als einer *black box* – im Sinne eines fixen, abgeschlossenen, stabilen Artefakts – zu lösen und ein Gebäude vielmehr in den Konstruktionsprozessen und Nutzungen, dem Wandel in Eigentümer- und Verwaltungsstrukturen und den alltäglichen Praktiken und Komplexitäten zu erfassen (vgl. ebd., 225). In diesem Sinn versteht Jenkins ein Haus als »the consequence of a negotiation between proprietors, planning regulations, builders, engineers, ideas about public and moral health, and recent innovations in sanitation technology« (ebd., 231). Mit dem Fokus auf die Relationen und Netzwerke in einer räumlich und zeitlich veränderlichen »Assemblage« wird es nach Jenkins auch möglich zu konzeptualisieren, wie sich Macht – als »diffused network of links« (ebd., 232) – in einem Gebäude materialisiert. Auch das Eingebettet-Sein eines Hauses in seiner urbanen Umwelt wird besser fassbar:

»The building as a permeable entity becomes less an individual building block in a collection of blocks, but rather it becomes an unstable assemblage that is intimately connected to and renegotiated by the surrounding buildings, streets, communities, and economies and the world beyond.« (Ebd., 232)

2.3 HAUSBIOGRAFIEN: PORTRÄTS VON HÄUSERN IM WANDEL DER ZEIT

Das Verständnis einer Hausbiografie als narrativ-analytisches Porträt eines Hauses im Wandel der Zeit wird durch die in dieser Arbeit diskutierten theoretischen Überlegungen aus Raumsoziologie, Architektur, Geschichte, Sozial- und Kulturanthropologie sowie Geografie und der ANT bereichert und weiterentwickelt. Mit ihnen lässt sich ein Haus als ein multidimensionales, lebendiges und prozessuales Setting betrachten, das relational aus Praktiken hervorgeht und wiederum formend auf diese einwirkt. Um die Geschichte(n) eines Hauses zu erforschen, bietet es sich deshalb an, die verschiedenen Dimensionen zusammenzudenken: seine gebaute Architektur und materiell-technische Konfiguration, sein historisches, soziales, kulturelles Gewordensein und alltägliches Eigenleben, aber auch sein Eingebundensein in einem spezifischen lokalen, ökonomischen und politischen Kontext im Laufe der Zeit.

2.3.1 Lebens- und Gebrauchsgeschichte(n) eines Hauses

Die Architekten und Architekturhistoriker Johann Friedrich Geist und Klaus Kürvers haben mit ihrer Studie zum *Berliner Mietshaus* nicht nur eine umfassende Geschichte dieses städtischen Haustypus geschrieben, sondern auch wegleitende Überlegungen zur Konzeptualisierung einer Hausbiografie vorgelegt. Veranschaulicht an der »dokumentarischen Geschichte von ›Meyer's Hof‹ in der Ackerstraße 132-133« erweitern sie architekturhistorische Auseinandersetzungen zur Entstehungs- und Baugeschichte dieses Mietshaus-Komplexes mit sozialhistorischen und alltagskulturnellen Darlegungen zum Leben der BewohnerInnen (Geist/Kürvers 1984; vgl. auch Glaser 2013b, 16). In ihrer Studie sind die rechtlichen, ökonomischen und politischen Bedingungen der Planungsgeschichte ebenso Bestandteil wie die Analyse des Bautypus und der Bauweise; die Geschichte und Zusammensetzung der Baumatieralien ebenso wie die Darlegung des konstruktiven Aufbaus und der funktionellen Gliederung der Räume; die Rolle und Anordnung von Mietshäusern in der sich erweiternden Stadt ebenso wie Überlegungen zu sozialen Milieus, Stratifikationsprozessen und sich wandelnden Wohnverhältnissen im Laufe der bewegten Geschichte Berlins des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (vgl. Geist/Kürvers 1984; Geist 1991).

Der Begriff der Hausbiografie wird auch von der Geografin und Wohnforscherin Alison Blunt verwendet, die dabei auf das dynamische Wechselspiel eines Hauses und der Art und Weise, wie Menschen dieses bewohnen, fokussiert. Sie schreibt:

»House-biographies tell stories of particular dwellings and their inhabitants over time and reveal the ways in which a house itself, and domestic life within it, are intimately bound up with wider social, economic, and political processes« (Blunt 2008, 551).

In ihrer Studie zum *Christadora House*, dem 1928 erstellten ersten Wohnhochhaus der Settlement-Bewegung in New York City, wendet Blunt einen solchen hausbiografischen Zugang an. Der Fokus auf die Biografie eines Gebäudes über eine längere Zeitperiode dient ihr dabei als Grundlage, um breitere Fragen über alternative Formen städtischen Wohnens zu untersuchen. Sie bezieht sich auf andere AutorInnen, die die Geschichte eines Hauses über die materielle und lokale Situierung von Lebensgeschichten, Erfahrungen und Erinnerungen von BewohnerInnen im Kontext von breiteren stadträumlichen und sozialen Veränderungen untersucht haben.¹¹ Während Hausbiografien sich nach Blunt insbesondere mit Wohnhäusern und Wohnerfahrungen im Wandel der Zeit beschäftigten, versuchen Biografien von

11 So etwa Lees 2003; Llewellyn 2004; Myerson 2004; Tindall 2007.

Hochhäusern als ikonischen Gebäuden im Stadtraum, die vielschichtigen Narrative von Stadtentwicklung, Architektur, Eigentumssituation und Politik zu erfassen (Blunt 2008, 553).

In Blunts Studie wird der Forschungsansatz der Hausbiografie weit gedacht: Wo Geist/Kürvers – aufgrund der untersuchten Zeitperiode – historisch orientiert bleiben, werden verschiedene in einem Haus involvierte AkteurInnen – aus Architektur und Planung, Bewohnerschaft, Verwaltungen, Eigentümerschaft und der breiteren Öffentlichkeit – empirisch einbezogen. Der von Blunt gesetzte Fokus auf das Wohnen im Wandel der Zeit geht mit einer – von ihr im Rahmen von *skyscraper biographies* thematisierten – Perspektive auf breitere sozio-ökonomische, kulturelle, materielle, architektonische und planungshistorische Dimensionen einher. Mit der Verwendung des Begriffs der ›Biografie‹, die meist für die Lebensgeschichte eines Menschen verwendet wird, wird der spezifische Zugang betont: Analog zu neueren theoretischen Ansätzen, die den performativen und handlungsfähigen Charakter von ›Dingen‹ thematisieren, ist es wichtig, ein Haus in seiner Lebendigkeit zu betrachten. Die Anthropologin Janet Hoskins schreibt: »Asking questions about the agency of objects has led to the development of a more biographical approach« (Hoskins 2006, 77) und verdeutlicht »things can be said to have ›biographies‹ as they go through a series of transformations« (ebd., 74).

Mit der (haus-)biografischen Perspektive wird die Dimension der Zeit bei der Analyse von Raum konsequent mitgedacht. Der Fokus auf Permanenz und Wandel räumlicher Konfigurationen im Laufe der Zeit, der in raumsoziologischen Überlegungen herausgearbeitet wurde, wird auf die Analyse der Geschichte(n) eines Hauses angewandt. Da – so Klara Löffler – »Bauen ein Prozess [ist], der nie gänzlich zum Abschluss kommt« (Löffler 2013, 36), ist es wichtig, den Momenten des Umplatzierens, Umgestaltens, Umbauens, den vorgenommenen Sanierungen und Erneuerungen eines Hauses im Laufe der Zeit Aufmerksamkeit zu schenken (ebd., vgl. auch Gieryn 2002, 65). Aber auch die – konstant-routinierten oder sich verändernden – Wahrnehmungen und Wertvorstellungen, die Nutzungen, Aneignungen und Anpassungsleistungen von Menschen, die in einem Haus wohnen oder an ihm arbeiten, spielen eine wichtige Rolle. Wie Jacobs, Cairns und Strelbel hervorheben, ist es dabei sinnvoll, die AkteurInnen, die in einem Haus zusammenkommen – bzw. die Architektur-Praktiker, wie sie es nennen – breit zu fassen und auch die Wirkungen von Materialien einzubeziehen:

»We might think immediately of two very potent kinds of architectural practitioners: the designer/architect and the occupant/user. But there are many other architectural practitioners – builders, demolishers, conservators, maintenance workers, DIY-ers, homemakers, cleaners, artists, vandals. We might also think of other non-human architectural practitioners – pets, rodents, birds, insects, plants, moulds – who also inhabit and act with buildings in all manner of ways. There are also many other forces and actions involved in architecture – supporting,

sealing, joining, weathering, peeling, rusting – which are active in that they work to hold it in place or compromise its very presence.« (Jacobs et al. 2012b, 7)

Mit einer Hausbiografie gilt es in diesem Sinn – wie Marie Glaser schreibt – die vielseitigen Spuren des Gebrauchs aufzufinden, die Menschen, Dinge und Materialien über die Jahre in einem Haus hinterlassen haben (Glaser 2013b, 18f). Es geht also weniger darum, die Lebensgeschichten von Menschen in einem Haus zu porträtieren als vielmehr die komplexen Geschichte(n) des Hauses selbst in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen. Dabei wird mit einer Hausbiografie auch mehr als eine architekturhistorische Abhandlung angestrebt. So Karl Schlögel:

»Es gibt die Geschichten von bemerkenswerten Familiensitzen, Bahnhöfen, Bankgebäuden, Schlössern. Doch häufig sind es Baugeschichten, kunstgeschichtliche Analysen und nur selten Geschichten, in denen die komplexe Geschichte des Orts den roten Faden abgibt.« (Schlögel 2011 (2003), 315)

Die Arbeit an einer Hausbiografie interessiert sich dafür, »was im Dazwischen geschieht, zwischen den Baukörpern und den Menschen, die mit ihnen in vielfältigster Form zu tun haben« (Glaser 2013b, 16).

2.3.2 Qualität und Wertschätzung eines Hauses über die Jahre

Der Forschungsansatz der Hausbiografie wurde von einem interdisziplinären Team am ETH Wohnforum entwickelt, um die Dauerhaftigkeit im Wohnungsbau zu untersuchen. Häuser mit einer langen Lebensdauer werden über Generationen hinweg bewohnt und in vielen verschiedenen Situationen genutzt (vgl. Gassner 2009, 120). Ein Haus ist dann dauerhaft – so die Annahme –, wenn es unterschiedliche, über Jahre und Generationen sich wandelnde Wertvorstellungen, Ideale und Leitbilder integrieren kann. So Marie Glaser:

»Der Gebrauch, die Nutzungsansprüche und -wünsche sowie die den Räumen zugeschriebenen Funktionen und Bedeutungen können sich wandeln. Das heißt, das Wandelbare, die Dynamik sind Garanten des Dauerhaften und nicht die Fixierung auf einen einmaligen Gebrauch« (Glaser 2013b, 18).

Die in dieser Studie vorgenommene theoretische Diskussion der Hausbiografien ermöglicht es, das Konzept nicht nur auf die Analyse von Dauerhaftigkeit im Wohnungsbau anzuwenden. In einem breiteren Sinn verstanden, ist es das Ziel einer Hausbiografie, die verschiedenen Dimensionen, die zur Qualität und Wertschätzung eines Hauses über die Zeit beitragen, erfassen zu können. Angewandt auf die Ge-

schichte von ausgewählten Großwohnbauten aus der Zeit des Baubooms in der Schweiz wird deutlich, dass ein differenziertes Verständnis von Qualität wichtig ist. Auch Krisen, Probleme und Negativbilder sind meist Teil der Biografie eines Hauses. Ein aktiver Umgang mit Herausforderungen von Seiten der EigentümerInnen oder BewohnerInnen kann gerade eine besondere Qualität ausmachen und zur Wertschätzung des Ortes beitragen. Es geht in diesem Sinn bei einer Hausbiografie darum, die Geschichte(n) eines Hauses – oder eines Gebäudekomplexes – im Wandel der Zeit zu beschreiben und hinsichtlich seiner vielseitigen baulich-materiellen und sozio-kulturellen Eigenheiten und Dynamiken zu befragen: Was war das ursprüngliche architektonische Konzept? Welches sind die baulich-konstruktiven und materiellen Komponenten eines Hauses, welche Wirkungen gehen von ihnen aus und was wurde baulich verändert? Über welche Infrastrukturen und Einrichtungen verfügt ein Haus? Wie ist es in seinem Wohnumfeld und Quartier eingebettet? Hat sich die Eigentumssituation geändert? Welche Verwaltungs- und Sanierungsstrategien wurden und werden vorgenommen? Wie werden Unterhalts- und Reparaturarbeiten organisiert? Wie nehmen BewohnerInnen ihr Haus und ihr Wohnumfeld in ihrem Alltag wahr? Wie gehen sie damit um, wie eignen sie es sich an, wie nutzen und verändern sie es? Wie erinnern sich unterschiedliche Menschen, die mit einem Haus zu tun haben – BewohnerInnen, HauswartInnen, VerwalterInnen, EigentümerInnen, QuartierarbeiterInnen – an dessen Geschichte? Welche Zukunft stellen sie sich vor? Welches sind die öffentlichen und fachlichen Diskurse und welche Bilder, Werte und Bedeutungen vermitteln sie? Wie wirken diese Diskurse auf ein Haus und die Bewohnerschaft zurück? Wie wird damit umgegangen? All diese Fragen leiten die Arbeit an einer Hausbiografie an (vgl. Althaus/Glaser 2013, 285f; Glaser 2013b, 12).

Mit einem ähnlich breiten Erkenntnisinteresse haben sich in den letzten Jahren auch andere Studien mit den komplexen Geschichten von spezifischen Häusern auseinandergesetzt, ohne dabei den Biografie-Begriff zu verwenden. Die Anthropologin Clare Melhuish hat in *The Life & Times of the Brunswick* (2006) beispielsweise ein umfassendes Porträt des Londoner Wohnkomplexes mit integriertem Einkaufszentrum vorgelegt. Nach einer bauhistorischen Abhandlung und einer Analyse des architektonischen Konzeptes von Patrick Hodgkinson geht sie auf die sich verändernde öffentliche Rezeption, die Wechsel in der Eigentümerschaft, die verschiedenen Pläne zu Sanierung und Erneuerung des Komplexes sowie die Erzählungen der BewohnerInnen ein (Melhuish 2006).

Mit *Storie di Case* (2013) hat eine italienische Forschergruppe Geschichten von 23 ausgewählten ›gewöhnlichen‹ Wohnhäusern in den Städten Milano, Roma und Torino, die während des Baubooms der Nachkriegszeit gebaut worden sind, zusammengetragen. Thematisiert werden dabei – mit dem Fokus auf die Transformation der Häuser im Laufe der Zeit – die Konzepte und Ideen der Architekten, Planer und Bauherren, die Ausprägungen der Wohnungsmärkte, Stadtentwicklungs- und

Wohnbaupolitiken, die bauliche Konstruktion der Wohnungen und der halböffentlichen und gemeinschaftlichen Räume, aber auch die Wohnkulturen der BewohnerInnen, die sozialen Werte und Vorstellungswelten, die Repräsentationsmuster, die sich in der Materialität der Wohnungen und Häuser eingeschrieben haben sowie die Verbundenheit eines Hauses mit dem umliegenden Ort. Mit dem Blick auf die spezifische Mikrogeschichte eines Hauses interessieren sich die ForscherInnen um Filippo de Pieri letztlich dafür, mehr über die Geschichte und die Konstruktionsprozesse der italienischen Städte während des Baubooms nach dem Zweiten Weltkrieg zu erfahren (De Pieri 2013; XI-XXX). In der vorliegenden Arbeit wird dieses Erkenntnisinteresse für den schweizerischen Kontext geteilt. Filippo de Pieri schreibt zu den Ähnlichkeiten der *Storie di Case* mit den Hausbiografien:

»Es ist nicht selten, dass man in der Forschung über Architektur oder die Stadt meint, originalen und wenig betretenen Pfaden zu folgen, um dann auf dem Weg zu entdecken, dass man unvermutete Weggefährten hat. Wenn dies geschieht, lohnt es sich zu überlegen, welche Gründe entfernte Forschende dazu bewegt, sich in verschiedenen Teilen von Europa quasi gleichzeitig dieselben Fragen zu stellen [übers. EA].« (De Pieri 2014).

De Pieri sieht diese Gründe insbesondere in der Relevanz, über Erneuerung und Erhalt des bestehenden Baubestandes nachzudenken, die sich dem heutigen Dialog zwischen Architektur und Sozialwissenschaften stellt. Der Bezug auf Erinnerungen und Geschichten kann dabei Erkenntnisse liefern, um über künftige Lösungen in Wohnungsbau und Stadtplanung nachzudenken (ebd.).

Um die Geschichte eines Hauses oder einer Siedlung im Wandel der Zeit porträtieren zu können, wird bei den Hausbiografien bewusst der Biografie-Begriff verwendet. Damit soll nicht nur auf das Verständnis von einem Haus als lebendiges, dynamisches System verwiesen werden, sondern auch dem Konstruktionscharakter Ausdruck gegeben werden, der den vielseitigen Erinnerungen und Erzählungen zu einem Haus und somit auch dieser Forschungsarbeit zugrunde liegt.

2.3.3 Exkurs: Erzählen, Erinnern und Vergessen als Teil der Biografie-Konstruktion

Der Begriff der Biografie lässt sich etymologisch auf das Griechische zurückführen, als Beschreibung (-grafie) von Leben (*bios*) (vgl. Duden 2001, 97). Geschichtsphilosophisch lässt sich etwa mit Paul Ricoeur erkennen, dass Geschichte von Leben nie einem exakten Fakt oder einer Wahrheit, nie *der* Wirklichkeit »wie sie gewesen ist, entspricht, sondern in der Retrospektive narrativ organisiert und strukturiert und somit vielseitig konstruiert wird (vgl. etwa Ricoeur 1955, 27ff). Damit wird es möglich, den Fokus auf die narrativen Aspekte des »Geschichte-Machens« zu rich-

ten: Biografien beschreiben Geschichten des Lebens, wie sie von sozialen AkteurInnen erzählt bzw. in der Gegenwart präsentiert werden.

Für den Bezug auf die Vergangenheit ist das Gedächtnis fundamental: Sich erinnern, so eine Grundannahme der Gedächtnisforschung, ist nicht nur ein hirnorganischer Prozess neuronaler Verschaltungen, sondern unterliegt auch sozialen und kulturellen Bedingungen. Maurice Halbwachs hat diese Bedingtheit und Konstruktivität von Erinnerungen bereits in den 1920er-Jahren beleuchtet. Er schreibt dabei den materiellen und räumlichen Verortungen von Erinnerungen eine fundamentale Bedeutung zu: Die Vergangenheit könne nicht wieder erfasst werden, »wenn sie nicht tatsächlich durch das materielle Milieu aufbewahrt würde, das uns umgibt« (Halbwachs 1967 (1950), 142).¹² Eine wichtige Rolle spielt nach Halbwachs außerdem »die Sprache und das ganze System der damit verbundenen gesellschaftlichen Konventionen, die uns jederzeit die Rekonstruktion unserer Vergangenheit gestattet« (Halbwachs 1966 (1925), 369). Indem wir uns als Individuen immer wieder auf andere – gegenwärtige und prospektiv antizipierte – gesellschaftliche Anhaltspunkte und Rahmenbedingungen beziehen, wandeln sich auch unsere Erinnerungen und Vergangenheitsbilder. Mit der Zeit treten gewisse Züge im Gedächtnis deutlicher hervor, andere verwischen und neue Bilder überdecken die alten (Halbwachs 1967 (1950), 59). Damit kann das Gedächtnis als etwas Dynamisches gedacht werden, das die Zeitebenen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verwebt, das Ereignisse interpretiert und dabei Einzelnes hervorhebt, anderes retuschiert und das auch vergisst (vgl. Ayass 2001, 204).

In diesem Sinn argumentiert auch Paul Ricoeur: »Se souvenir, c'est non seulement accueillir, recevoir une image du passé, c'est aussi la chercher, »faire« quelque chose« (Ricoeur 2000, 67). Das Vergessen ist für Ricoeur Teil der Erinnerungs-Praxis und manifestiert sich etwa in narrativen Strategien wie dem Nicht-Thematisieren, Unterlassen oder Vermeiden von Inhalten in einer Erzählung (Ricoeur 2002, 26).¹³ Ricoeur denkt eine Erzählung als sprachliche Artikulation der Zeiterfahrung (Ricoeur 1988, 13). In diesem Verständnis erklären und strukturieren wir uns über Erzählen die Welt, schaffen Ordnung und Sinn, organisieren unsere Erfahrungen. Geschichte wird in der Gegenwart aus unterschiedlichen Perspektiven selektiv erzählt, erinnert und vergessen. Historiografische Erzählungen und Prakti-

12 In ähnlichem Sinn argumentieren auch die Gedächtnistheoretiker Jan und Aleida Assmann, dass Orte »für die Konstruktion kultureller Erinnerungsräume von hervorragender Bedeutung sind« (Assmann 1999, 299).

13 Ricoeur unterscheidet verschiedene Tiefengrade des Vergessens: anders als das Vergessen durch Auslöschung von Spuren kann das Vergessen durch Nicht-Fürbarkeit wieder rückgängig gemacht werden. Zweiteres gibt nach Ricoeur dem Erinnern als Moment der Wiedererkennung auch erst einen Sinn (Ricoeur 2002, 23f).

ken des Erinnerns und Vergessens sind dabei nicht außerhalb von sozialen Machtstrukturen denkbar (vgl. etwa Le Goff 1992 (1977), 135; Robin 2002, 112) und verweisen immer auch auf gesellschaftliche Diskurse, Werte und Regeln (vgl. etwa Sarasin 2003).¹⁴ Gerade für Erinnerungsprozesse und historische Erzählungen, die in der Gegenwart und für die Zukunft ein bestimmtes Interesse legitimieren und letztlich Deutungsmacht durchsetzen wollen, ist es bedeutsam, narrativ Kohärenz zu schaffen. Damit einhergehend werden Biografien oft möglichst bruchlos, in sich konsistent, eindeutig und linear erzählt (vgl. etwa Binder 2003, 260; Robin 2001, 35). Zu jeder Geschichte gehören aber auch Brüche und Widersprüche, Disharmonien und Diskontinuitäten. Diese nicht auszublenden, sondern in die Erzählung zu integrieren, ist Anspruch einer differenzierten wissenschaftlichen Betrachtung und Analyse.¹⁵

Diese Überlegungen sind auch für die Entwicklung des Forschungsansatzes der Hausbiografien grundlegend wichtig. Eine Hausbiografie versucht ein narrativ-analytisches Porträt eines Hauses und seinen räumlich-materiellen sowie soziokulturellen Dynamiken zu beschreiben. Sie bezieht sich dabei auf die Erinnerungen und Erzählungen, wie sie aus der Perspektive unterschiedlicher AkteurInnen vermittelt worden sind und fügt sie zu einer eigenen narrativen Struktur zusammen. Um den Konstruktionscharakter dieser Arbeit zu reflektieren, ist eine methodologische Diskussion des Forschungsansatzes unabdingbar.

2.4 DOING HOUSE-BIOGRAPHIES: METHODOLOGISCHE DISKUSSION

2.4.1 Hausbiografien sind konstruiert und fragmentarisch

Die Reflexion zum Konstruktionscharakter des im Forschungsprozess generierten Wissens ist für die methodologische Diskussion der Hausbiografien wichtig, beleuchtet sie doch den Aspekt des Geschichte-Machens und regt an, darüber nachzudenken, wie Daten, die in Archiven und vor Ort erhoben werden, sich in eine Erzählung transformieren können (vgl. auch De Pieri 2014). Während des Forschungsprozesses an einer Hausbiografie werden Dimensionen analytisch herausgearbeitet und narrativ strukturiert.

14 Deshalb ist es sinnvoll und wichtig danach zu fragen, wer denn Geschichte konstruiert, wie und warum er oder sie dies tut und in welche Machtverhältnisse er oder sie eingebunden ist (vgl. Blok 1992, 121).

15 Die in diesem Kapitel skizzierten Überlegungen wurden vertieft in meiner Lizentiatsarbeit behandelt (Althaus 2007).

Die Erkenntnis, dass »Erfahrungen [...] in Erzählungen ebenso wenig einfach abgebildet [sind] wie in den sozialwissenschaftlichen Texten, die darüber erstellt werden« (Flick 2000, 53), kann als methodologische Prämissen qualitativer Forschungen verstanden werden. Einen grundlegenden Beitrag zur Konzeptualisierung der subjektiven und sozialen Konstruktionen unserer alltäglichen Lebenswelt hat Alfred Schütz geleistet.¹⁶ Er denkt Wirklichkeit als intersubjektiv und gesellschaftlich hergestellten Wissensvorrat, der aus Erfahrungen hervorgeht und diese zugleich auch formt:

»Jeder Schritt meiner Auslegung der Welt beruht jeweils auf einem Vorrat früherer Erfahrung [...]. All diese mitgeteilten und unmittelbaren Erfahrungen schließen sich zu einer gewissen Einheit in der Form eines Wissensvorrats zusammen, der mir als Bezugsschema für den jeweiligen Schritt meiner Weltauslegung dient.« (Schütz/Luckmann 2003, 33)

Erfahrungen werden dabei nach Schütz immer auch durch die »reflektive Zuwendung« hergestellt, die wir ihnen zukommen lassen (ebd., 91). Neben der Phänomenologie Edmund Husserls wurde Schütz in seinem Denken maßgeblich von Max Webers »verständiger Soziologie« geprägt. Nach Weber steht das soziale Handeln am Ausgangspunkt jedes sozialwissenschaftlichen Verstehensprozesses, wobei er »Verstehen« als die deutende Erfassung der Sinnzusammenhänge sozialer AkteurInnen definiert. Da »ein wirklich effektiv, d.h. voll bewusst und klar sinnhaftes Handeln [...] in der Realität stets nur ein Grenzfall« (Weber 1972 (1921/22), 10) ist, wird es oft erst durch eine reflexive Analyse erfassbar. Dabei geht es in den Sozialwissenschaften nach Weber nicht nur darum zu »verständigen«, sondern auch zu »erklären«, d.h. nach generellen Regeln und Logiken zu suchen und hierzu Konzepte zu entwerfen und zu analysieren. Diese können jedoch nie der Wirklichkeit als solcher entsprechen, sondern stellen idealtypisch konstruierte Abstraktionen dar. Der Einfluss des Denkens von Max Weber und – in seiner Rezeption – von Alfred Schütz findet sich insbesondere in Forschungsansätzen wieder, die sich einem interpretativen Paradigma verpflichtet sehen. Dieses geht davon aus, dass die Wirklichkeit in interpretativen Handlungsprozessen vielseitig (re-)produziert wird und stellt ausgehend davon die Sicht- und Handlungsweisen von Menschen – bzw. die »Konstruktion der an wissenschaftlichem Verstehen Beteiligten« (Flick 2000, 53) – ins Zentrum des Erkenntnisinteresses. Im Vordergrund steht demnach weniger die Quantität und beschreibende Darstellung von empirischen Regelmäßigkeiten als vielmehr die »inhaltliche Interpretation komplexer Informationen« (Beer 2003, 11).

Mit diesem Forschungsverständnis kann eine Hausbiografie nie umfassend die Geschichte des ›Lebens‹ eines Hauses abbilden, sondern hat immer fragmentari-

16 Zum Konzept der Lebenswelt vgl. auch Kap. I 1.2.3.

ischen Charakter. Als Forschende verstehen wir eine Hausbiografie nicht als lineares, klassisch chronologisch aufgebautes Narrativ, sondern setzen Schwerpunkte, arbeiten neuralgische Themen heraus und analysieren Konzepte, die für das Porträt eines Hauses im Wandel der Zeit relevant sind. Bei der Bearbeitung einer Hausbiografie eröffnen sich immer neue Perspektiven, gewisse Spuren ließen sich vertiefter erforschen, andere Erzählstränge weiter ausbauen. Zugleich ergibt sich mit der Zeit auch eine gewisse Sättigung der erhobenen Daten. In diesem Sinn argumentiert de Pieri mit Bezug auf das Schreiben der *Storie di Case*:

»Wie jede gut erzählte Geschichte machen auch diese Lust, weitere Geschichten zu hören, neue Details und Nuancen kennenzulernen; nach einer gewissen Schwelle lassen sie aber auch den Eindruck von Vertrautheit aufkommen und immer wiederkehrende Elemente auftauchen [übers. EA].« (De Pieri 2013, XXIII)

Auch in der Arbeit an den Hausbiografien tauchen mit der Zeit immer wiederkehrende Elemente auf. Meist stellen sie die zentralen Themen der Porträts dar, die durch Verdichtung und aus der »gründlichen Analyse des historisch wie empirisch erhobenen Materials« hervorgehen (vgl. Glaser 2013b, 19).

Wenn man ein Haus in seiner ›Lebendigkeit‹ ernst nehmen will, stellt sich die Frage, ob nicht das Haus selbst eine Geschichte erzählt, Forschende sozusagen einfach VermittlerInnen einer Autobiografie sein könnten. Tatsächlich lassen sich in den Bauten selbst Potentiale, Wirkungen und Veränderungen ablesen. In der Art und Weise, wie der Ansatz der Hausbiografien in der vorliegenden Studie angewandt wird, fließen solche Beobachtungen unter anderen Datenquellen in die Erhebung hinein, stehen aber nicht im Zentrum des Erkenntnisinteresses.¹⁷ So geht es in dieser Arbeit weniger darum, mögliche ›autobiografische‹ Erzählungen eines Hauses herauszuschälen, sondern ich verstehe mich als Autorin der ›Biografie‹ eines Hauses, die über die Forschungs- und Analysearbeit und den Einbezug diverser Perspektiven das Porträt eines Hauses auch mitkonstruiert. Da WissenschaftlerInnen über ihre theoretische Position und Fragestellung einer Forschung immer auch eine bestimmte Richtung geben und die erhobenen Daten auf spezifische Weise verarbeiten (vgl. Flick 2000, 41; Honer 1993, 33f), ist die Methoden- und Selbsterflexion nicht zu unterschätzen.¹⁸ Mit Pierre Bourdieu gesagt, ermöglicht die ›Reflexivität‹, sich über die Konstruktionsakte der Forschung selbst bewusst zu werden

17 So ließe sich das Konzept der Hausbiografie in künftigen Forschungen – etwa mit der Perspektive der ANT – auch auf eine feinmaschigere Analyse der Wirkungsfähigkeit und Bedeutung von Materialitäten und sozio-technischen Prozessen eines Hauses anwenden, um somit ein Haus in seiner eigenen ›Sprache‹ und ›Erzähllogik‹ zu erfassen.

18 Vgl. Einleitung, Kap. 1.1.

und sie bis zu einem gewissen Grad auch zu kontrollieren (Bourdieu 1997, 781).¹⁹ Beim Machen und Schreiben einer Hausbiografie fließt demnach immer auch das persönliche und professionelle Hintergrundwissen der ›Biografin‹ in den Text hinein. In meiner Art zu Forschen und Schreiben scheint wohl der wertschätzende Zugang und das Interesse an Potenzialen des Alltäglichen, aber auch der kritische Blick auf strukturelle Ungleichheiten hervor. Dieser Zugang liegt in meiner Ausbildung als Sozialanthropologin begründet. Es ist anzunehmen, dass andere ›Biografinnen‹ bedingt durch ihr Hintergrundwissen beim Schreiben der Hausbiografien andere Aspekte beleuchten würden, die in meiner Darlegung zu kurz kommen.²⁰

2.4.2 Hausbiografien schreiben: ein mehrperspektivischer Zugang

Eine Hausbiografie bringt Betrachtungen zu den gebauten Räumen und zu sozialen sowie kulturellen Dimensionen eines Hauses im Wandel der Zeit zusammen. Als Forschungsinstrument von einem Team aus Sozial- und Kulturwissenschaften, Geschichte und Architektur entwickelt (Glaser 2013b), liegt dem Ansatz die Prämisse zugrunde, dass die Arbeit an einer Hausbiografie von einer interdisziplinären Zusammenarbeit im Team grundlegend bereichert wird (Glaser 2011). Der mehrperspektivische Zugang der Hausbiografien widerspiegelt sich auch in der Methodenvielfalt der Forschungspraxis.²¹ Jede Methode hat ›blinde Flecken‹, die eine andere Methode bis zu einem gewissen Grad sichtbar machen kann. Die methodische Kombination von Archivrecherchen, qualitativen Interviews und Beobachtungen vor Ort ermöglicht es, diachrone mit synchronen Blickwinkeln zu kombinieren. So werden in den Interviews zwar Bezüge zur Vergangenheit gemacht, mit der Analyse von Archivdokumenten lassen sich diese Erzählungen in ihrem historischen Kontext verorten. Darüber hinaus können vergangene Ereignisse eruiert werden, die heute nicht zur Sprache kommen. Die Interviews geben Aufschluss darüber, welchen Aspekten einer Thematik in der Gegenwart Bedeutung zugeschrieben wird, und ermöglichen es, die Archivdokumente in einen breiteren Erzählzusammenhang

19 So Bourdieu: »Denn der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld verschleiert die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die eine Konstruktion vollzieht und einer, die das nicht tut, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiß und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidlichen Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren« (Bourdieu 1997, 781).

20 Bspw. würden ÖkonomInnen Analysen von Wertzyklen der Liegenschaften vornehmen können.

21 Vgl. Einleitung, Kap. 1.1

zu bringen. Durch das Einbeziehen der Alltagsperspektiven unterschiedlicher Menschen lassen sich die Geschichte(n) der Häuser vertiefter aufschlüsseln und verschiedene Blickwinkel auf denselben Gegenstand beleuchten. Mit der Methode der Beobachtung wiederum können räumlich-materielle Bezüge erfasst werden. Die Erkenntnisse aus Text- und Interviewanalyse gewinnen mit den eigenen Eindrücken zu den Wirklichkeiten vor Ort somit eine konkrete Referenzbasis.

Beim Schreiben der Hausbiografien wird dieses vielseitige Forschungsmaterial zusammengeführt und darauf basierend eine *storyline* entwickelt, die das narrative Grundmuster bildet und die zentralen Themen der Geschichte und Eigenarten eines Hauses oder einer Überbauung aufnimmt.

